

# Der Dampfer im Exil

Eine phantastische Novelle

von  
Richard Rieß



Illustriert von Kurt Opitz

Schon hatte der Abend die violetten Schatten seiner Fittiche über das Land von Lugano gesenkt. Der Widerschein des Monte Bré fiel als Riesenkegel weit über das Wasser, dem anderen Ufer zu. Starr lagen die vier Dampfschiffe des Sees, weiß leuchtend wie Schwäne, paarweis verankert in der edel geschwungenen Bucht.

Heut fuhr kein Dampfer mehr. Nur Kähne kreuzten in Ufernähe: Luganer Gäste, die mit den Rudern werkten. Sie wagten sich nicht weit ab vom Kai.

Und doch: einer der schmalen Mietkähne wurde zielbewußt vom Ufer fortgetrieben. Geradezu auf Gaudria zielte der Kurs. Dort sprang der Ruderer ans Ufer, machte seinen Kahn fest und stieg, in den Händen zwei lederne Reisetaschen, den steinigen Weg empor, der zu den ganz in Felsen gebetteten Häusern des kleinen Seedorfes führte. Unterwegs traf er einen Alten, der behaglich sein Pfeifchen schmauchte. Gern gab der die gewünschte Auskunft: Villa Maria . . . fünf Minuten hinter dem Dorfe, am Uferwege, der nach Lugano zurückführt . . . Dann nahm der Mann die italienische Soldatenmütze vom Kopfe und machte ein demütiges Trinkgeldgesicht.

Auf der Terrasse des gelben Hauses, dessen breite Front wehrhaft gegen den See stand, erkannte Gotthold v. Lindenhain den Freund. Er hielt inne, verschnaufte ein wenig und ließ mit dem wiedergewonnenen Atem den altbekannten Pfiff hören: „Alt—Hei—del—berg—du—fei—ne . . .“ Sofort sprang der Mann droben von seinem Korbessel auf und spähte zum See hinab. Nirgends ein Boot . . . doch da . . . Er hatte Gotthold schon erkannt und winkte nun lebhaft.

„Endlich, Gotthold,“ sagte der ehrlich Erfreute und schob dem Gaste die Wisky-

flasche hin, den abendlichen Sauerbrunnen-trunk zu veredeln, „endlich erfüllt Gotthold Lindenhain das Versprechen von vier Jahren. Vier Jahre lang lebst du nun schon in diesem schönen, gesegneten Lande, keine halbe Tagereise weit von Haus Maria und . . .“

„Vier Jahre, Christoph, aber zwei davon als kriegsgefangener Patient, der sein Sanatorium nicht verlassen durfte. Und nun, allerdings, zwei Jahre als sozusagen ‚freier‘ Mann in Zürich. Ich hätt’ schon längst kommen sollen, ich weiß. Es wär’ mir vielleicht wohler gewesen, wenn ich mal mit dir hätte plaudern dürfen, mein Alter, und doch, ich gesteh’s, auch heut wär’ ich noch nicht da, wenn ich nicht — erschrick nicht, ich hab’ nichts verbochen; und doch: wenn ich nicht — auf der Flucht wär’ . . .“

„Auf der Flucht?“ fragte der Herr des Hauses. „Vor wem fliehst du? Wer verfolgt dich?“

„Vor mir flieh ich . . . vor meinem Dämon, der mich treibt . . . Nicht nur vor mir . . .“ Und mit matterer Stimme: „Vor ihr nur — dem Mädchen — der geheimnisvollen Macht, dem Verhängnis . . .“ — Darauf Christoph, nach einer Pause:

„Ich glaub’, du hast mir eine Geschichte zu erzählen, Gotthold. Wenn ich dir helfen soll . . .“

„Ja, ich will dir die Geschichte erzählen. Aber — wo soll ich beginnen? Mit der überfeinerten Sensitivität eines Geschlechtes, von dem das Dichterwort gilt:

Tausend Generationen —  
und eine — zuviel!?

Es ist grausam. Zumal wenn man sich selbst kennt, wenn man erkannt hat: daß wir, in jahrhundertelanger Inzucht — wie soll ich sagen? — ‚hochgezogenen‘ Menschen mit unseren feiner vibrierenden Ner-